

Gregor Siefer

## Zur Soziologie des Priesterbildes

Kulturwandel

Funktionswandel

»Priester gelten als Garanten für Intakthaltung und Stabilisierung der überlieferten Religion und können wesentlich zur Bewahrung des seelischen und sittlichen Gleichgewichts der Gesellschaft beitragen. Wo der Priesterstand eine starke Stellung hat und die Religion das Leben eines Volkes beherrscht, vollzieht sich ein Kulturwandel weniger leicht.« So versucht das *Lexikon für Theologie und Kirche* die soziale Funktion eines Priesterstandes schlechthin zu beschreiben<sup>1</sup>; doch merkt jeder auf den ersten Blick, daß damit geradezu ein Gegenbild zur gesellschaftlichen Realität unserer eigenen Gegenwart skizziert ist. Denn »Kulturwandel« ist nicht nur ein Schlagwort, sondern das zentrale Faktum aller heute entscheidenden Lebensprozesse, und das – nach den Maßstäben der überlieferten Religion – seelische und sittliche Ungleichgewicht dieser Gesellschaft ist ein immer wiederkehrendes Element in ihrer Beschreibung. Es ist müßig, hier nach dem Schuldigen zu suchen – will man nicht jede Veränderung, jede Entwicklung, jeden Fortschritt als einen gegen Gott gerichteten Akt diffamieren –, außerdem ändert das ja nichts an der Tatsache, daß der Priester in den modernen, industriell entwickelten Gesellschaften zu einer Randfigur geworden ist. Dieser Prozeß der Entfunktionalisierung des Priesters in bezug auf die Gesamtgesellschaft ließ sich einige Generationen hindurch noch durch pastorale Konzentration auf die traditionell katholischen Landstriche und auf die schmelzenden Gemeinden der Kirchentreuen kaschieren. Die von kritischer Skepsis, industrieller Technik und städtischer Lebensart kaum berührte Tradition solcher Refugien mochte auch die überlieferte Autorität und Funktion des Priesters nahezu unberührt lassen. Priester und Gemeinde konnten sich unter derartigen Verhältnissen gegenseitig versichern, daß sich im Grunde nichts verändert habe (»Was sie in Rom auch beschließen mögen, wir bleiben katholisch...«). Gegenüber all diesen gutgemeinten und nicht unverständlichen Versuchen auch mancher städtischen Kirchengemeinden, Veränderungen einfach nicht zur Kenntnis zu nehmen, ist die Offenheit ermutigend, mit der die Schlußmahnung des Dekrets *Über den Dienst und das Leben der Priester* beginnt. Dort heißt es:

»Die Freuden des priesterlichen Lebens vor Augen, kann diese Heilige Synode auch an den Schwierigkeiten nicht vorübergehen, unter denen in den heutigen Zeitumständen die Priester leiden. Sie weiß, wie sehr sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und sogar die Sitten der Menschen in einer Wandlung befinden, wie sehr die Ordnung der Werte in der Einschätzung der Menschen sich ändert. Von da her haben die Priester und bisweilen sogar die Gläubigen in der heutigen Welt das Empfinden,

als gehörten sie nicht mehr zu ihr, und fragen sich angstvoll, wie sie mit ihr auf geeignete Weise, im Handeln und in der Sprache, noch Gemeinschaft haben können. Denn die dem Glauben neu entstandenen Hindernisse, die scheinbare Vergeblichkeit ihres seelsorglichen Wirkens und die oft schmerzlich erfahrene Einsamkeit, können sie zur Mutlosigkeit verleiten«<sup>2</sup>.

Hier werden in eindrucksvoller Offenheit Realitäten benannt, die sich durch keinen tröstensollenden Optimismus wieder wegwischen lassen. Wenige Zeilen später wird ausdrücklich daran erinnert, daß »der Herr mit seinen Worten »Habt Vertrauen, ich habe die Welt besiegt« (Jo 16,33) seiner Kirche keineswegs einen vollständigen Sieg in dieser Weltzeit versprochen [habe]«<sup>3</sup>. Das Entscheidende daran, daß realistische Texte wie dieser von einem Konzil gutgeheißen wurden (und nicht mehr – wie etwa die Hirtenbriefe von Kardinal Suhard aus den Jahren 1945/1949 – im Grunde doch an einen einzelnen Autor gebunden blieben), ist die darin ausgesprochene Weigerung der Kirche, denen weiterhin Deckung zu geben, die beharrlich behaupten, eigentlich habe sich doch gar nichts geändert, und darum müsse man mit dem »Altbewährten« fortfahren wie bisher. Zur geforderten Bewußtseinserhellung gehört auch die Einsicht, daß vieles Altüberlieferte sich eben nicht mehr bewährt hat, sondern sinn- und funktionslos geworden ist. Dabei ist Einsicht vielleicht der erste Schritt zur Besserung, aber keineswegs die Garantie für (in Zukunft) richtiges Verhalten und Handeln. Gerade ein genaues Erkennen der Wirklichkeit kann für einen Priester zum entscheidenden Motiv für eine Selbstgettoisierung werden, die sich in der Pastoral in ständiger Bemühung um Bewahrung vor den Gefahren der modernen Welt niederschlägt.

Das andere Extrem – zunehmend häufiger zu beobachten – entspricht der Sorge, daß die Kirche als unmodern gelten könne, wenn nicht vom Baustil der Kirchengebäude, über die Gestaltung der Liturgie im Fernsehhochart bis zum Kaplansauto die technische Perfektion und der modische letzte Pfiff den entscheidenden Maßstab abgeben.

Die eine wie die andere Haltung basiert durchaus auf der realen Erkenntnis moderner Wirklichkeiten – die eine sieht mehr die Gefahren, die andere mehr positive Möglichkeiten –, beiden gemeinsam aber ist eine dadurch hervorgerufene Verunsicherung ihres Glaubensbewußtseins. Der eine weicht dem Dialog, der Konfrontation von vornherein angstvoll aus, der andere läßt es gar nicht zum Dialog kommen, da er dem Neuen, Modischen und Modernen von vornherein recht gibt. Beiden gemeinsam

<sup>2</sup> *Konzilsdekrete* 3, Recklinghausen <sup>3</sup>1966, 43 f.

<sup>3</sup> A. a. O. 44 f.

gilt eine der ernststen Ermahnungen im Römerbrief: »Werdet dieser Welt nicht ähnlich, sondern wandelt euch um durch einen neuen Geist, so daß ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, was gut ist, wohlgefällig und vollendet« (12,2). Weder blinde Flucht noch blinde Anpassung, sondern bewußte, sehende, geistvolle Prüfung der Situation – das wird hier gefordert. Und wo der Glaube noch anderes ist als ein magisches Trostritual oder ein modisches Etikett, müßte er dem einzelnen Priester wie dem Laien die dafür notwendige Kraft geben können.

## Unvermeidbare Risiken

Ehe wir uns nun im einzelnen den verschiedenen Bereichen zuwenden, in denen sich grundlegende – und das traditionelle priesterliche Verhalten tangierende – Veränderungen abspielen, wären grundsätzlich noch drei Fragen zu stellen, die ganz bewußt offen bleiben sollen:

1. Wenn hier von Priester, Priesterbild, Priesterstand die Rede ist, wird implizit immer eine gewisse Einheitlichkeit des Verhaltens und Reagierens vorausgesetzt. Das hat zur Folge, daß situationsgemäß richtiges Verhalten in »neuen« Situationen sehr leicht als individuelles, abweichendes Verhalten sanktioniert werden kann. Bedeutet diese Erwartung der Einheitlichkeit, ja fast Identität im Verhalten (nahegelegt durch den hohen Grad der Einheitlichkeit im liturgischen Ritus) nicht eine zusätzliche und in ihren Folgen kaum absehbare psychologische Belastung des Priesters, der in vielen Pastorsituationen das Ungenügen der formalisierten Handlungsanweisung spürt, andererseits aber doch die individuelle, von der Regel abweichende Entscheidung scheut, da er dadurch nicht nur einen Verweis riskiert, sondern auch die von ihm selbst je akzeptierte Einheitlichkeit priesterlichen Verhaltens antastet?<sup>4</sup> Mit einem Wort: Sollten die Erwartungen hinsichtlich der Einheitlichkeit priesterlicher Handlungen nicht grundsätzlich – also nicht nur vorübergehend (*ad experimentum*) – weiter gesteckt werden?

2. Sollte, ja muß man im Zusammenhang damit dann nicht auch das Recht und die Freiheit auf Irrtum und falsche Entscheidung (auch in der Pastoral) erhöhen? Das klingt nicht erfreulich, aber man wird die gute Lösung für ein neues Problem nicht (oder nur durch Zufall) bekommen, wenn man nicht die Möglichkeit des Irrtums und des objektiv falschen Handelns grundsätzlich freigibt. Das macht die einzelne Entscheidung natürlich angreifbarer, weniger verbindlich, aber es erspart

<sup>4</sup> Man könnte hier einwenden, daß jeder Beamte, jede Bürokratie an Regeln gebunden sei und daß auf dem Einhalten dieser Regeln das Funktionieren des Apparates beruhe. Demgegenüber ist jedoch zu betonen, daß die Einheitlichkeit des Priesterstandes zumindest aus der Perspektive des »Gläubigen« sich eben nicht aus einer Quasi-Beamtegemeinschaft herleitet und daß Beamte gerade nicht allen alles sein sollen, sondern fachlich spezialisiert sind –, Konflikten der angedeuteten Art deshalb auch relativ leicht mit dem Hinweis auf ihre Nicht-Zuständigkeit ausweichen können.

auch die Verlegenheit, problematische Texte in Enzykliken oder Hirtenbriefen sich selbst und anderen auch später noch als gut und richtig darzustellen.

3. Unterschätzt man letzten Endes nicht doch die Selbständigkeit und »Mündigkeit« auch des kirchentreuen »Volkes«, wenn man ihm Meinungs- und Verhaltensverschiedenheiten zwischen Priestern und auch den (zugegebenen) Irrtum einer bischöflichen Entscheidung nicht zumuten will, aus Sorge, daß bei dem einen oder anderen das Bild von der Kirche als der »unfehlbaren« Schaden erleide?

Wird nicht – und das gilt für alle drei Fragen – das Argument von der »Schwäche der Brüder«, um derentwillen man keinen Anstoß erregen dürfe, allzuoft zur bloßen Ausrede für die Weigerung, das als notwendig Erkannte wirklich zu tun?

Die »Modernität« der modernen Gesellschaft

Die Frage nach dem, was eigentlich modern sei in der modernen Gesellschaft, was sich denn nun wirklich verändert habe und weiter verändere, bringt den Soziologen aus drei Gründen in eine gewisse Verlegenheit:

1. Es handelt sich bei den zu nennenden Vorgängen und Fakten meist um Phänomene, die an sich hinlänglich bekannt sind, an die sich jeder von uns mehr oder minder unmerklich gewöhnt hat, deren Andersartigkeit also erst durch statistische Vergleiche und historische Gegenüberstellungen wieder ins Bewußtsein gerufen werden muß. Außerdem wird es zunehmend wichtig, zwischen grundsätzlichen und relativen Veränderungen zu unterscheiden. (Das Vorherrschen der Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung ist z. B. ein grundsätzliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber der vorindustriellen Gesellschaftsordnung, während die Freizeit als Massenphänomen erst ein relativ spät auftretendes Problem der Industriegesellschaft selbst ist.)

Divergenz von Realität und Bewußtsein

2. Man müßte bei dem Versuch, auf die Frage nach den Veränderungen in der Gesellschaft eine richtige Antwort zu geben, eine Vielzahl von Phänomenen *zugleich* benennen, da die Interdependenz gesellschaftlicher Prozesse bei einer Faktenaufzählung gerade zerstört wird. (So wäre z. B. der Rückgang der Kinderzahl der Familie für die Gesellschaft katastrophal, wenn nicht die Überlebenschance für das einzelne geborene Kind um etwa das Dreißigfache gestiegen wäre. Zugleich aber wäre diese Steigerung der Überlebenschance zumindest problematisch, wenn nicht der Einfluß der kirchlichen Morallehre auf das Intimverhalten der Bevölkerung so stark nachgelassen hätte.)

Interdependenz aller Prozesse

3. Die Grundtendenzen der einzelnen Entwicklungstrends sind einander ähnlich; dem Leser kommt manches nicht nur deshalb bekannt vor, weil er es selbst so erlebt

Angleichung durch  
Abstraktion

hat, sondern auch deshalb, weil vieles in nur nuanciert veränderten Zusammenhängen noch einmal wiederholt werden muß. (So ließen sich etwa unter dem Leitbegriff der »Rationalisierung« Entwicklungen der wirtschaftlichen, der staatlichen und der kirchlichen Verwaltung in fast identischen Darstellungen beschreiben, obwohl nach außen hin die Unterschiede und z. T. Gegensätze zwischen Geld, Nation und Glaube sehr deutlich unterstrichen würden.)

Unter den für den Alltag des Priesters, aber auch für die Priesterausbildung wichtigen gesellschaftlichen Veränderungen sollten heute im wesentlichen die folgenden genauer bedacht werden:

Durchsetzung  
des kapitalistischen  
Wirtschaftssystem

1. Es besteht eigentlich keine Diskussion mehr darüber, daß sich in den Industrieländern der Erde – das sind (mit Ausnahme Japans) die Gebiete, in denen das Christentum die stärkste, wenn nicht herrschende Religion ist – *das kapitalistische Wirtschaftssystem durchgesetzt* hat. Angesichts des fast überall deutlich gestiegenen Lebensstandards in diesem Raum kann man auch von einer materiellen Bewährung dieses Produktions- und Versorgungssystems sprechen (jedenfalls solange man die Stichworte Kolonialismus und Weltkrieg soweit zurückdrängt, wie das gemeinhin geschieht). Die gerade von christlicher Seite her angemeldeten und z. T. auch realisierten Bemühungen um die Abmilderung von zeitweilig sehr weitreichenden »Nebenfolgen« (Arbeitslosigkeit, proletarische Verelendung usw.) haben das System selbst eher gefestigt, denn gefährdet, da die – wenn auch relativ bescheidenen – Nutzeffekte in Form von Konsumgütern des gehobenen Bedarfs (Kühlschrank, Auto, Fernseher) allmählich immer breiteren Bevölkerungsgruppen zugute kamen. Dieses mehr oder minder wohlwollende Sich-Abfinden mit einer Wirtschaftsform, die die materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung, wenn nicht gut, so doch besser als alle bisher erprobten Wirtschaftsformen zu befriedigen scheint, hat eine Reihe von Auswirkungen auf die Gestalt des Priesters selbst wie auch auf sein spezielles Arbeitsfeld: Verkündigung und Seelsorge. Denn die Etablierung des marktwirtschaftlichen Systems in dem Teil der Erde, der sich selbst »freie Welt« nennt, impliziert die Ausbreitung und das allmähliche Dominant-Werden eines auf ökonomische Rationalität hin zugespitzten Denk- und Lebensstils. Die Frage nach der Effizienz, der Funktion und der Rentabilität dringt auch in diejenigen Lebensbereiche ein, die sich nicht allein der Ratio unterstellt glauben. Es ist schließlich ganz »natürlich«, daß gegenüber einer Kirche, die Sakramente »verwaltet«, »Missionsfeldzüge plant«, ein beachtliches Geschick in der Organisation publizitätswirksamer Großveranstaltungen entwickelt, ein feinmaschiges Netz von Staatsverträgen spinnt, um alle nur möglichen Ansprüche und

Auswirkungen  
in der Amtskirche

... in der Berufungs-  
motivation

... im religiösen Verhalten

Positionen rechtsgültig abzusichern, und schließlich ihre oberste Behörde einer Betriebsprüfung durch eine renommierte Rationalisierungsfirma unterwirft –, daß gegenüber einer solchen Apparatur auch eine geistliche Berufung durch den Filter von Kalkulation und Planung hindurchläuft. Fragen der sozialen Plazierung, des sozialen Aufstiegs, des Prestiges, der Verdienstmöglichkeit, ja vielleicht auch der Freizeit und des Urlaubs werden dabei eine Rolle spielen. Und man kann froh sein, wenn ein Kandidat für das Priesteramt sich diesen Fragen rechtzeitig, am besten vor dem Studium in aller Nüchternheit stellt. Es ist nicht verwunderlich, daß angesichts dieser Situation die amtierende Priesterschaft in der Bundesrepublik in einem für die Seelsorge bedrohlichen Ausmaß überaltert ist<sup>5</sup>, der Priesternachwuchs nur noch in den wenigen – überwiegend ländlichen – Diözesen die Vorkriegszahlen annähernd erreicht (Eichstätt, Fulda, Hildesheim, Mainz, Rottenburg, Trier und [in der DDR] Meißen)<sup>6</sup>. Die deutliche Reduzierung der Priesternachwuchszahlen, deren Folgen lediglich durch Stagnation bzw. Nachlassen der kirchlichen Aktivität der Bevölkerung etwas gemildert werden, wird dennoch eine zunehmende Überlastung des einzelnen Priesters zur Folge haben, was wiederum die Attraktivität des Berufes nicht gerade erhöhen dürfte. Diese Austrocknung des Berufsstandes geschah bisher in einer Situation freier Berufswahl, unter den Fittichen einer Regierungspartei, die auf das Wort »Christlich« in ihrem Namen großen Wert legt und eine religionsfeindliche Propaganda, die es im übrigen kaum gibt, sicher nicht zu Wort kommen lassen würde. Die berufungshemmenden Faktoren liegen offensichtlich in dem relativ breiten Angebot von Berufs- und Arbeitschancen, die sich als attraktiver erweisen<sup>7</sup>. Was hier kurz für die Berufswahl des Priesters skizziert wurde, gilt entsprechend auch für die Aktivierung beliebiger Kräfte (Jugendlicher und noch mehr Erwachsener) in kirchlichen Diensten und Ämtern und bezieht sich auch

<sup>5</sup> Vgl. DELLEPOORT-GREINACHER-MENGES, *Die deutsche Priesterfrage*, Mainz 1961, 73.

*Altersgruppengliederung des deutschen Klerus 1955*

Altersgruppen	Anteil in Prozent unter		
	den Weltpriestern	den Ordenspr.	der männl. Ges.bevölk.
25–40 Jahre	16,0	22,7	32,0
40–65 Jahre	60,1	60,4	52,7
65 Jahre und älter	23,9	16,9	15,3
Summe	100,0	100,0	100,0

<sup>6</sup> Vgl. N. GREINACHER, *Amt ohne Berufsbild*, in: GREINACHER-RISSE (Hrsg.), *Bilanz des deutschen Katholizismus*, Mainz 1966, 86f.

<sup>7</sup> Es ist interessant, daß die einzige, nur in der DDR gelegene Diözese – Meissen –, in der sich wohl antireligiöse Propaganda, aber kaum ein kapitalistischer Lebensstil ausbreiten konnte, heute höhere Priesternachwuchszahlen hat als vor dem Krieg. Vgl. GREINACHER-RISSE, a. a. O. 87.

auf die Bewertung des priesterlichen Dienstes in der Gemeinde. Wo die Erfüllung rationaler Zwecke und die möglichst genau quantifizierbare Messung von Erfolg und Mißerfolg bei diesem Bemühen zum Kriterium jeder Bewertung wird, verschlägt Tradition und Amtsautorität nicht viel. Von den traditionellen Funktionen großer Religionssysteme: Welterklärung – Handlungsnormierung – Abdeckung von Ohnmachtsgefühlen<sup>8</sup> hat sich in der modernen Gesellschaft allenfalls die dritte als Seelsorge an Kranken, Sterbenden und Trauernden erhalten. Welterklärung erwartet man von der Wissenschaft, Handlungsnormierung geschieht durch die Mehrheit der anderen. Das alles mag der Priester bedauern oder gar verurteilen, nur muß er wissen, daß die Welt, in der er lebt, aus diesem Geist der skeptischen Ratio geboren ist und in ihrem Funktionieren auch auf ihn angewiesen bleibt. Diese Entwicklung wirkt sich in doppelter Weise als Isolierung des Priesters in der Gesellschaft aus: quantitativ durch die Reduzierung des Nachwuchses, qualitativ durch eine wachsende Differenz zwischen den allgemein herrschenden Wertorientierungen und den Überzeugungen und Zielsetzungen, die von einem Priesteramtskandidaten auch heute noch verlangt werden.

2. So wie die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung nach den berühmten Thesen Max Webers auf die calvinistische Ethik zurückzuführen ist, ihre religiösen Stützen aber inzwischen längst eingebüßt hat<sup>9</sup>, so ist auch die *Mobilität* – die regionale und die soziale – in ihren Anfängen oft aus religiösen Impulsen abzuleiten. Vor allem waren die nachreformatorischen Abwanderungen oder Vertreibungen religiöser Minderheiten zumindest formal so begründet. Dabei erwiesen sich die solcherart zur Freiheit Gezwungenen in ihren neuen, z. T. in Übersee angelegten Siedlungen als die aktiveren und zumindest wirtschaftlich erfolgreicherer Kräfte. Die Geschichte, insbesondere die Situation der Vereinigten Staaten in ihrem Verhältnis zu Europa, zeigt das zur Genüge. Die Erstarrungen des *Ancien régime* in Europa wurden dagegen durch Revolutionen aufgebrochen, die auch die Kirche nicht unberührt ließen<sup>10</sup>. Dabei war es weniger der Verlust des Kirchenstaats, der sich später ja als eine Befreiung von hinderlichem Ballast erwies, als die schon 1789 überraschend deutlich gewordene Möglichkeit der Unterscheidung eines in mancher Hinsicht revolutionären niederen Klerus von einem mehr konservativen Episko-

<sup>8</sup> Vgl. A. GEHLEN, *Der Mensch*, Berlin 1941, 447 ff.

<sup>9</sup> Vgl. M. WEBER, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1905, jetzt in revidierter Ausgabe als Siebenstern Taschenbuch Nr. 53/54, 27–277.

<sup>10</sup> Vgl. W. GURIAN, *Die politischen und sozialen Ideen des französischen Katholizismus 1789–1914*, Mönchengladbach 1929, und HANS MAIER, *Revolution und Kirche*, Freiburg 1959.

... als Prinzip der  
Erneuerung

pat, der allerdings von Ketteler bis zu Suhard stets engagierte Protektoren der Avantgardisten in seinen Reihen hatte.

Man könnte die ganze Kirchengeschichte der letzten zweihundert Jahre unter diese oft paradoxe Polarität ordnen; das Entscheidende, an das hier nur global erinnert werden kann, scheint mir darin zu liegen, daß die Dynamik, die Wandlung, die Bejahung des Neuen auf Kosten des Alten schlechthin, nun auch in der Kirche zum Durchbruch kommt<sup>11</sup>. Kirche ist seitdem nicht mehr nur Ordnungsmacht im Sinne des *status quo*, der Priester nicht mehr generell verdächtig, ein vielleicht naiver und selbst unwissender Diener des jeweils herrschenden Regimes zu sein. Von Loisy und Döllinger bis hin zu den Arbeiterpriestern wird die Gestalt des auch gegen die Kirchenführung selbst rebellierenden Priesters deutlich, ob nun die Forderungen der modernen Wissenschaft oder das Verlangen nach sozialer Gerechtigkeit hier die Impulse geben. Voraussetzung für die Sinnhaftigkeit von Aktivitäten dieser Art war die Erfahrung oder zumindest die Überzeugung, daß auch eine Großinstitution, wie die Kirche der Bewegung, der Reform bedarf, wenn sie in einer dynamisch gewordenen Gesellschaft überleben wollte. Es wird das bleibende Verdienst Johannes' XXIII. sein, diese schon angestaute Fülle von Einsichten in die Notwendigkeit von Veränderungen durch das Konzil gerade noch rechtzeitig in die Kirche integriert zu haben, die nun auch in der katholischen Theologie als eine *ecclesia semper reformanda* bezeichnet wird. Als ein Symbol für die jetzt technisch möglich gewordene und auch genutzte Mobilität können auch die Reisen des Papstes nach Indien und in die USA angesehen werden. Das Sensationelle daran ist ja nicht die Mobilität an sich – sie ist als integrales Charakteristikum jeder modernen Gesellschaft hinlänglich bekannt –, sondern die Übernahme dieser Verhaltensweisen durch die Kirche, was *per se* Akzeptierung dieses Prinzips bedeutet, das nun als Ergänzung oder Korrektiv neben die bis dahin fast allein gültigen Grundsätze von *ordo* und *stabilitas* tritt.

Schwieriger als diese regionale, mehr äußerliche Mobilität ist das Phänomen der sozialen Mobilität zu beurteilen. Schwierig vor allem, weil die Soziologie bis jetzt noch keinen Konsens über die Kriterien zustande gebracht hat, nach denen sich die soziale Platzierung eines einzelnen oder einer Gruppe genau bestimmen ließe. Offiziell gibt es keine Klassengesellschaft mehr (bei uns), und in der Tat spricht man nur sehr vage von »denen da oben«, die ihrerseits auch nicht genau wissen, wer eigentlich »dazu-

<sup>11</sup> Vgl. W. SCHÖLLGEN, *Der Ruf nach der missionarischen Methode*, in: *Wort und Wahrheit* 7 (1952) 729-37, bes. 733, und K. RAHNER, *Prinzipien und Imperative*, in: *Wort und Wahrheit* 12 (1957) 337f.

Schwierigkeiten in der sozialen Plazierung des Priesters

gehört«. Unter diesen Verhältnissen, in denen eigentlich nur jeder individuell von sich und seiner angenommenen Position aus Personen oder Gruppen bestimmen kann, die nach seiner Meinung über ihm oder unter ihm stehen, ist eine feste Zuordnung des Priesters schlechthin kaum möglich. Bischöfe rangieren protokollarisch ziemlich weit oben – aber außerhalb des offiziellen Protokolls werden auch Bischöfe unterschiedlich taxiert. Wagt die Paderborner Polizei nicht, dem Chauffeur des heimischen Kardinals ein durch falsches Parken verdientes Strafmandat zuzustellen, so dürfte der Betroffene in Hamburg sicher nur auf die Großzügigkeit hoffen, die die Polizei hier »ortsfremden Provinzonzkels« ab und zu zuteil werden läßt. Priester im einfachen schwarzen Rock sind als Stand praktisch nicht zu plazieren. Mögen sie in Würzburg oder Eichstätt durch ihre Amtstracht noch ein Minimum an »standesgemäßem« Ansehen garantiert bekommen, in den meisten Industriestädten gilt einer soviel, wie er zeigt oder aus sich macht –, oder er gilt von vornherein als Außenseiter, dem man ja durchaus freundlich begegnet, solange man keinen Anlaß hat, ihn zu fürchten oder als störend zu empfinden.

Konfessionelle Mobilität

Es bleibt schließlich noch zu erwähnen, daß die regionale und die soziale Mobilität – d. h. also die technisch möglich und z. T. notwendig gewordenen relativ häufigen Wechsel von Wohnort, Arbeitsplatz und zuweilen auch Beruf – zugleich auch eine konfessionelle Mobilität mit sich gebracht haben. Wir kennen diese Vorgänge mehr oder minder negativ als religiöse Entwurzelung des in die Stadt gezogenen Landbewohners, wir kennen aus den USA die Zuordnung einzelner Denominationen zu bestimmten Sozialschichten, was dann je nach erreichter beruflicher Position einen Wechsel der »Kirche« nahelegt oder zumindest zu einer Distanzierung von der als zu niedrig klassifizierten Konfessionsgruppe führt, der man bisher angehört hat. Besonders für den deutschen Sprachraum gilt aber auch, daß die sozialen Auswirkungen der Reformation – nämlich das Nebeneinander von verschiedenen Konfessionen am konkreten Ort (nicht nur in der Globalstatistik) – erst jetzt infolge der industrialisierungsbedingten Ost-West-Wanderungen im 19. Jahrhundert und der Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg wirklich zum Zuge kommen. Daß der Nachbar oder der Arbeitskollege in aller Selbstverständlichkeit einer anderen Konfession angehört, ist für den Bewohner konfessionell einheitlicher, »geschlossener« Gebiete eine fundamental neue Erfahrung. Sie wirkt auch entscheidend auf die Rolle und das Selbstverständnis des Priesters, der nun nicht mehr *die* Kirche, sondern eine von mehreren Religionsgemeinschaften vertritt; der Konkurrenten bekommen hat, mit denen er verglichen werden kann und wird. Die territoriale Vermischung der Konfessionen –

Konfessionalisierungstendenzen

Normenwandel  
im Sexualverhalten

Die Notwendigkeit  
des Umdenkens

bei der es eben nicht mehr die Aufteilung nach dem an sich ja fragwürdigen Prinzip des *cuius regio, eius religio* gibt – ist schließlich auch Ursache für die ebenso angestregten wie oft vergeblichen Konfessionalisierungsbemühungen von der Bekenntnisschule bis hin zum konfessionellen Lesezirkel, Filmklub oder Sportverein. Der Priester wird dabei unter der Hand zum Interessenvertreter einer Minderheit (oder Mehrheit), jedenfalls aber einer Teilgruppe, die bestimmte »Wir-auch-Ansprüche« stellt, die wiederum eher aus der Konkurrenzsituation zu erklären sind, als daß sie einer pastoralen Notwendigkeit entsprächen.

3. Die *Veränderungen im generativen Verhalten* der Bevölkerung scheinen auf den ersten Blick nur am Rande des Themas zu liegen. Denn es ist ja gerade der zölibatäre Priester, von dem mancher meint, daß er infolge seiner Berufswahl gar nicht in die Verlegenheit kommen könne, hier für sich selbst Konflikte lösen und Entscheidungen fällen zu müssen. Wenn wir hier einmal absehen von allen individuellen Belastungen, die sich aus dem Durchhalten des Zölibats ergeben mögen, und auch die Probleme unerörtert lassen, die sich in der Alltagspastoral stellen und oft als das Ansinnen erscheinen, Konflikte, denen man selbst enthoben ist, nun für andere lösen zu sollen –, dann bleiben dennoch Probleme genug, die den Priester unmittelbar betreffen.

a. Das erste ist wohl ein Problem des Umlernens, der Vergegenwärtigung von Fakten, die einigen traditionellen Elementen des »katholischen Denkens« fundamental zu widersprechen scheinen. Das entscheidende Faktum ist das zunächst erstaunliche Paradox, daß die Industrieländer der Erde, also jene Gebiete, in denen »Planung« und »Kontrolle« auch im Intimbereich praktiziert werden, langfristig ein quantitatives Wachstum der Bevölkerung aufweisen, während die Gebiete und Epochen hoher (d. h. individuell unkontrollierter) Gebürtigkeit infolge der heutzutage unvorstellbar hohen Sterblichkeitsquote von 50 bis 75 Prozent aller Geborenen vor Erlangung der eigenen Fortpflanzungsfähigkeit im Hinblick auf das Bevölkerungswachstum eher als Phasen der Stagnation anzusehen sind. Diese Vergrößerung der Überlebenschancen des einzelnen Kindes, die im 19. Jahrhundert dazu führte, daß in vielen Familien 8, 10 und 12 Kinder nicht nur geboren, sondern auch aufgezogen werden mußten, ließ Probleme entstehen, die es in der abendländischen Geschichte bis dahin nicht gab, für die deshalb auch weder Staat noch Kirche praktikable Lösungsmodelle zur Hand hatten<sup>12</sup>. Gegen die allmählich immer mehr um

<sup>12</sup> Neben einer immer intensiveren Einschärfung der offiziellen kirchlichen Sexualmoral sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts ja auch – auf die Dauer ebenso vergebliche – Versuche zur Wiedereinführung staatlicher Heiratsregelungen zu registrieren. (Vgl. dazu und auch

sich greifende Selbsthilfe der Bevölkerung mittels aller möglichen Praktiken der Geburtenkontrolle erwiesen sich die Argumente der verschiedenen Kirchen auf die Dauer als nicht stichhaltig, was ja mit entsprechender Verzögerung auch zu einer allmählichen Revision der offiziellen kirchlichen Positionen führte, wobei die Neufassung der offiziellen katholischen Stellungnahme zur Zeit nur angekündigt, aber noch nicht endgültig formuliert ist<sup>13</sup>. Hierbei sind sicherlich eine Vielzahl von Motivationen und Konsequenzen zu bedenken, doch sollte man gegenüber einer vorschnellen, resignierenden Abwertung dieses Prozesses als eines bloßen Nachgebens, einer Anpassung an das, was man doch nicht mehr ändern kann, auch positiv den Akt der Kenntnisnahme neuer Fakten darin sehen<sup>14</sup>. Das Merkwürdige und Besondere

---

als einfache und instruktive Einführung in das Gesamtthema K. M. BOLTE und D. KAPPE, *Struktur und Wandel der Bevölkerung*, Opladen 21965, bes. 24 ff.)

<sup>13</sup> Die Argumente selbst stehen hier nicht zur Debatte. Erwähnt seien nur ganz kurz folgende, immer wieder vorgebrachte Behauptungen:

a. Geburtenkontrolle richte sich gegen die »Natur« und sei darum gegen göttliches Gesetz.

Als ob die vom Nachweis einer handwerklichen oder landwirtschaftlichen Vollstelle abhängige Genehmigungspflicht nicht ebenso »unnatürlich« war wie – am anderen Ende – die Verringerung der bis dahin schicksalhaft hingenommenen Kindersterblichkeit durch die Entwicklung von Medizin und Technik. (Vgl. dazu auch J. ROCK, *Geburtenkontrolle*, Olten 1964, jetzt auch als Fischer-Taschenbuch Nr. 753.)

b. Geburtenkontrolle verhindere das gottgewollte Wachstum der Bevölkerung.

Abgesehen davon, daß dies »völkische« Argument seine Wurzeln in der Zeit und im Denken nationalstaatlicher Machtpolitik hat (die »natürliche« Beseitigung angewachsener Bevölkerungsüberschüsse erfolgte dann durch die sich ebenso »natürlich« entwickelnden Kriege und Weltkriege), stimmt diese Behauptung einfach nicht. Die wirklich große und schnelle Bevölkerungszunahme erfolgte in Deutschland und Mitteleuropa erst im 18. und 19. Jahrhundert (Vgl. BOLTE/KAPPE, a. a. O. 22 ff u. 70).

c. Die Praxis der Geburtenkontrolle als technisch möglich gewordene Trennung von Lust und Pflicht sei eine permanente Einladung zu Sünde und Zügellosigkeit.

Diese Behauptung ist nur möglich auf dem Hintergrund einer Sexualmoral, für die Lust schlechthin schon den Anhauch von Sündhaftigkeit hat, die ferner davon ausgeht, daß »Gelegenheiten«, die formal da sind, auch ständig genutzt, »mißbraucht« werden (als ob die Leute nichts anderes zu tun hätten), und die schließlich unterstellt, daß Triebüberschüsse in den Zeiten vor Bekanntwerden der heute üblichen Kontrollpraktiken nur zu kulturell positiv bewerteten Leistungen sublimiert worden seien.

Immerhin stellen die Abschnitte 47–52 der *Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute* schon beachtliche Revisionen der hier skizzierten und ja noch ständig anzutreffenden Argumentationsreihen dar.

<sup>14</sup> Hier soll gar nicht einer Anpassung schlechthin das Wort geredet werden. Im Gegenteil. Funktion, Leistung und Aufgabe der Kirche in der modernen Gesellschaft (und auch für die moderne Gesellschaft) beständen ja gerade in der in wirklichkeitsgemäßen

## Kettenreaktion der Inkompetenz

daran ist nur, daß hier gewissermaßen das Hirtenamt das Lehramt mühsam und langwierig auf neue Wirklichkeiten hinweisen muß, ehe diese dort überhaupt wahrgenommen werden; Wirklichkeiten, in denen »die Welt«, und das sind eben auch die Gläubigen der eigenen Kirche, schon lange zu leben gezwungen ist. Für einen Priester wird die Neuformulierung »der« katholischen Position zu diesem Thema auf jeden Fall weitreichende Folgen haben. Fällt sie vergleichsweise »modern« aus, wird das einen Umlern- und Umdenkprozeß keineswegs überflüssig machen, sondern geradezu verlangen – dazu sind die traditionellen, kasuistischen Morallehren zu tief indoktriniert worden. Wird die Neufassung dagegen bloß eine verbale Modifikation der »alten« Sexualmoral sein, dann wird sich der Priester noch mehr als bisher darauf einrichten müssen, mit Konflikten zu leben – einerlei, auf welcher Seite er dabei steht.

b. Die höheren Orts bisher vorherrschende Weigerung oder das Unvermögen, diesen Fragenkomplex wenigstens neu zu durchdenken, und die Neigung, (noch) Fragende mit abstrakten Doktrinen abzuspiesen, hat den Priesterstand insgesamt zutiefst berührt und seine Position gegenüber Nichtkatholiken, aber auch gegenüber vielen Gläubigen der eigenen Kirche verändert. Es breitet sich die Ansicht aus, der Priester sei inkompetent, zu Fragen des Ehe- und Sexuallebens überhaupt Stellung zu nehmen. Es gibt keine Statistik darüber, aber das offensichtliche Nachlassen der Beichtpraxis »praktizierender« jüngerer Katholiken dürfte hierin ein wesentliches Motiv haben. So weitet sich die an dieser Stelle oft augenfällige Unkenntnis oder Einseitigkeit des Priesters in der Sicht der Probleme zum Verdacht genereller Inkompetenz gegenüber den Fragen der Gegenwart aus. Auch die gutwillige Bemühung, dennoch darüber reden und verbindlich raten zu wollen, kann dann leicht als Dickköpfigkeit oder Arroganz erscheinen<sup>15</sup>.

---

Normen gegründeten Fähigkeit zur Korrektur des bloß Faktischen. Nur muß man gerade dann, wenn man *gegen* den Strom schwimmen will, wenigstens die Beine im Wasser haben. Das Raisonement »am Ufer« ist sinn- und nutzlos.

<sup>15</sup> Die in den Überlegungen zum Schema XIII (der späteren *Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute*) aufgetauchte Empfehlung, daß die Diener der Kirche hier ihr Nichtwissen zugeben und den fragenden Gläubigen an seine eigene Gewissensentscheidung verweisen sollten, hätte sehr wohltuend wirken können und sich auch in der nichtkatholischen Öffentlichkeit die Prämie »wenigstens ehrlich« (eines der höchsten heute gängigen Werturteile) verdient. Etwas verborgen steckt diese Empfehlung ja auch noch im verabschiedeten Abschnitt 50 der Konstitution, wo es über die Fruchtbarkeit der Ehe u. a. heißt: »Hierbei werden sie [die Eltern] auf ihr eigenes Wohl wie auf das ihrer Kinder – der schon geborenen oder zu erwartenden – achten. Sie werden auf die materiellen wie geistigen Lebensbedingungen der Zeit und ihrer eigenen Lage ihr Augenmerk richten, sie werden schließlich dem Wohl der

## Entwertung des Zölibats

c. Der immer mehr zu beobachtende Zug, pastorale Hilfe in Ehe- und Sexualfragen gar nicht mehr in Anspruch zu nehmen (allenfalls noch in der technisch verfremdeten Anonymität der Telefonseelsorge), eine aufgedrängte Beratung aber als unberechtigte Einmischung zu empfinden (besonders bei konfessionsverschiedenen Ehen), hat wahrscheinlich noch eine andere Ursache als nur die vermutete Inkompetenz in diesen Fragen. Hier macht sich indirekt auch die allgemeine Emanzipation des Sexualverhaltens aus den staatlichen oder kirchlichen Regelungen bemerkbar. Die zunehmende Privatisierung dieses ganzen Lebensbereiches, die zweifellos eine Reihe neuer Probleme mit sich bringt und sicher auch nicht *die* Lösung aller bestehenden Spannungen ist, hat eine der wesentlichen und den Priester ganz speziell kennzeichnenden Stützen seiner Autorität – nämlich die im Zölibat institutionalisierte Askeseleistung – weitgehend entwertet. Ehelosigkeit ist dann nicht nur ein Zeichen von Inkompetenz, sondern – weil das Sexualverhalten generell der freien Entscheidung überlassen wird<sup>16</sup> – eine von vielen Möglichkeiten privater Konfliktlösung (z. T. als Versuch einer Konfliktvermeidung). Von außen weithin gar nicht mehr geglaubt – und insofern auch ein Grund für das weitverbreitete Werturteil, daß Katholiken »falsch« seien (»Sie lieben die Wahrheit nicht«, wie André Gide sagte) –, sinkt das zölibatäre Leben aus der einst geachteten und eine spezifische Autorität begründenden Askeseleistung allmählich in die Kategorie einer privaten Marotte ab. Überlegungen zu diesem Thema, das nach einem Diskussionsansatz in der vierten Konzilsperiode vorerst wieder in den Hintergrund gedrückt wurde, sollten darum nicht nur bei der Frage nach dem Nutzeffekt im Hinblick auf die Attraktivität des Berufes für eine möglichst schnell zu erzielende Steigerung des Priesternachwuchses ansetzen, sondern die Veränderungen der Funktionswerte des Zölibats in einer Welt bedenken, die praktisch jedes Sexualverhalten – also auch den Verzicht darauf – der privaten Entscheidung jedes einzelnen überlassen hat.

## Relativität der Kasualien

d. Schließlich muß an ein sonst kaum bemerktes Faktum erinnert werden, nämlich daran, daß die Abnahme der Kinderzahl der Familie und damit auch das fast völlige Verschwinden von Todesfällen in den jungen Familien den Realkontakt, der bei den vielen Taufen, Totenmessen

---

Familiengemeinschaft, der weltlichen Gesellschaft und der Kirche Rechnung tragen. Das Urteil darüber müssen *die Eheleute* letztlich *selbst* fällen.«

<sup>16</sup> Vorsichtshalber möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich damit nicht behaupte, es gäbe in diesem Bereich überhaupt keine Verhaltensnormen mehr. Nur wird im Konfliktfall zwischen verschiedenen, einander widersprechenden Normen dem Recht auf individuelle Entscheidungsfreiheit zwischen ihnen ein relativ großer Spielraum zugestanden werden, besonders gegenüber manchen nur noch historisch begründbaren Rechts- und Moralpositionen der Kirche.

und Beerdigungen sonst ja zwangsläufig war, radikal vermindert hat. Daß Priester trotzdem auch heute noch mit pastoralen Funktionen überlastet sind, liegt nicht nur daran, daß viele Priester auch durchaus unpastorale Funktionen ausüben, sondern auch an der Tatsache, daß der Priesternachwuchs noch stärker zurückgegangen ist als die Zahl der anfallenden Kasualien in der Gemeinde. Dabei wirkt sich die Beschränkung der Kinderzahl natürlich auch unmittelbar auf den Klerikernachwuchs aus; denn aus ökonomischen Gründen braucht heute niemand mehr ins Kloster zu gehen, und Söhne, für die das Priesterseminar der erste überhaupt erreichbare Weg zum sozialen Aufstieg ist, werden rar. Die indirekt etwas tröstliche Folgerung, die man aus diesem Bedenken reiner Zahlenrelationen aber auch ziehen kann, liegt in der Vermutung, daß die religiöse Praxis, die angeblich früher so sehr viel intensiver war<sup>17</sup>, zum großen Teil auch nur aus den Formalkontakten bestand, die man grundsätzlich auch heute noch aufrechterhält, für die nur die Anlässe (Wiederverheiratung nach Tod der Frau im Wochenbett, viele Geburten, viele Kindersterbefälle) so deutlich zurückgegangen sind.

Nach diesem summarischen Überblick über einige Konsequenzen, die sich aus der Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftsstils, der Dynamisierung der maßgeblichen Lebensprozesse und der Veränderungen im generativen Verhalten der Bevölkerung ergeben haben, sind eigentlich mehr Fragen gestellt als beantwortet. Das Bild des Priesters, der in der nachtridentinischen Zeit ja sehr viel mehr und intensiver als der Laie mit der Vorstellung von »Kirche« selbst identifiziert wurde, spiegelt nun auch alle Probleme und Spannungen, die die Kirche in der Welt von heute erfährt und auszutragen hat. Wie kann der Priester der durchaus akuten Gefahr entgehen, zu niemandem mehr wirklichen Zugang zu finden, da es sein Ziel und Auftrag bleibt, allen alles zu sein?

*(wird fortgesetzt)*

---

<sup>17</sup> Vgl. u. a. den Hinweis Msgr. Jachyms (Wien), daß wahrscheinlich auch im Urchristentum nur 10 Prozent der Getauften als »Praktikanten« zu bezeichnen gewesen sind (Vorwort zu *Fünf Jahre Internationales Institut für kirchliche Sozialforschung*, Wien 1957, 4).

»Deutschland, deine Internate.« Noch bevor unter diesem Titel ein bundesrepublikanisches Massenblatt sein Interesse den Internaten und ihrer Stellung in der Gesellschaft von heute zuwandte, konnte man bei entsprechend wachem Umhören innerhalb der Kirche vernehmlich genug der Frage begegnen: »Was ist denn los in unseren Heimen? Wie sieht es aus in unseren Seminarien und Klosterschulen? Was geht in ihnen vor?« Dahinter verbirgt sich nicht sensationsbestimmte Neugier, sondern ein gewisses, von Beklemmung und Sorge getragenes Unbehagen. Es ist sehr an der Zeit, daß die Befragten sich einer ehrlichen Auseinandersetzung stellen.

Vor Eintritt in die eigentliche Erörterung wird es jedoch gut sein, knapp und schlicht zu skizzieren, wie wir – die katholischen Internate – im Horizont der öffentlichen Meinung dastehen, welches unser »Image« ist, welche Ansichten über uns im Umlauf sind und welche Urteile unsere Arbeit gebildet hat.

Beginnen wir mit der konfessionell neutralen Öffentlichkeit. Sie steht aufs Ganze gesehen uns augenblicklich loyal bis wohlwollend gegenüber: Wir haben eine allgemein freundliche Presse, die uns dann und wann sogar tätschelt und uns Brauchbarkeit, Aufgeschlossenheit, Zeitnähe bescheinigt. Das kommt nicht von ungefähr: Die Kirche gilt seit geraumer Zeit als um Weltoffenheit und Kontaktsuche mit Andersdenkenden bemüht. Die äußere Optik nicht weniger unserer Internate scheint dem recht zu geben: Der sportbegeisterte Pater und die bluejeans-tragende Nonne sind keine skurrilen Ausnahmen mehr. Ein weiteres fällt wohl noch stärker ins Gewicht: Unsere Häuser profitieren bis zur Stunde von einer Art Wiedergutmachungsbedürfnis der Gesellschaft; man weiß um die Anfeindungen und Verfolgungen, denen die meisten von uns während der Nazizeit ausgeliefert waren. Das schafft so etwas wie Immunität und hindert manchen Kritiklustigen, unverblümt seiner Meinung über uns Ausdruck zu geben. Wie lange diese Schonfrist allerdings noch vorhält, vermag niemand zu sagen. Auf sie zu bauen, wäre Zeichen törichter Verblendung. Ungeachtet der im großen und ganzen fairen Einschätzung von seiten außenstehender Beurteiler begegnet man freilich mancherorts noch wahrhaft bestürzenden Ansichten über katholische Internate: beispielsweise der Meinung, daß Klosterschüler sich regelmäßig bei ihren Erziehern zur Beichte und Gewissenseröffnung einfinden müßten. Eingeweihten bereiten derlei Verkennungen Verdruß.

Mehr jedoch sollten uns die Stimmen der kirchlichen

<sup>1</sup> Den nachfolgenden Ausführungen liegt ein Referat zugrunde, das der Verfasser am 2. April 1966 den in Mainz tagenden katholischen Internaterziehern Deutschlands vortrug. Zum Thema vgl. meinen Aufsatz: *Internaterziehung heute*, in: *Stimmen der Zeit* 176 (1965) 212–223.